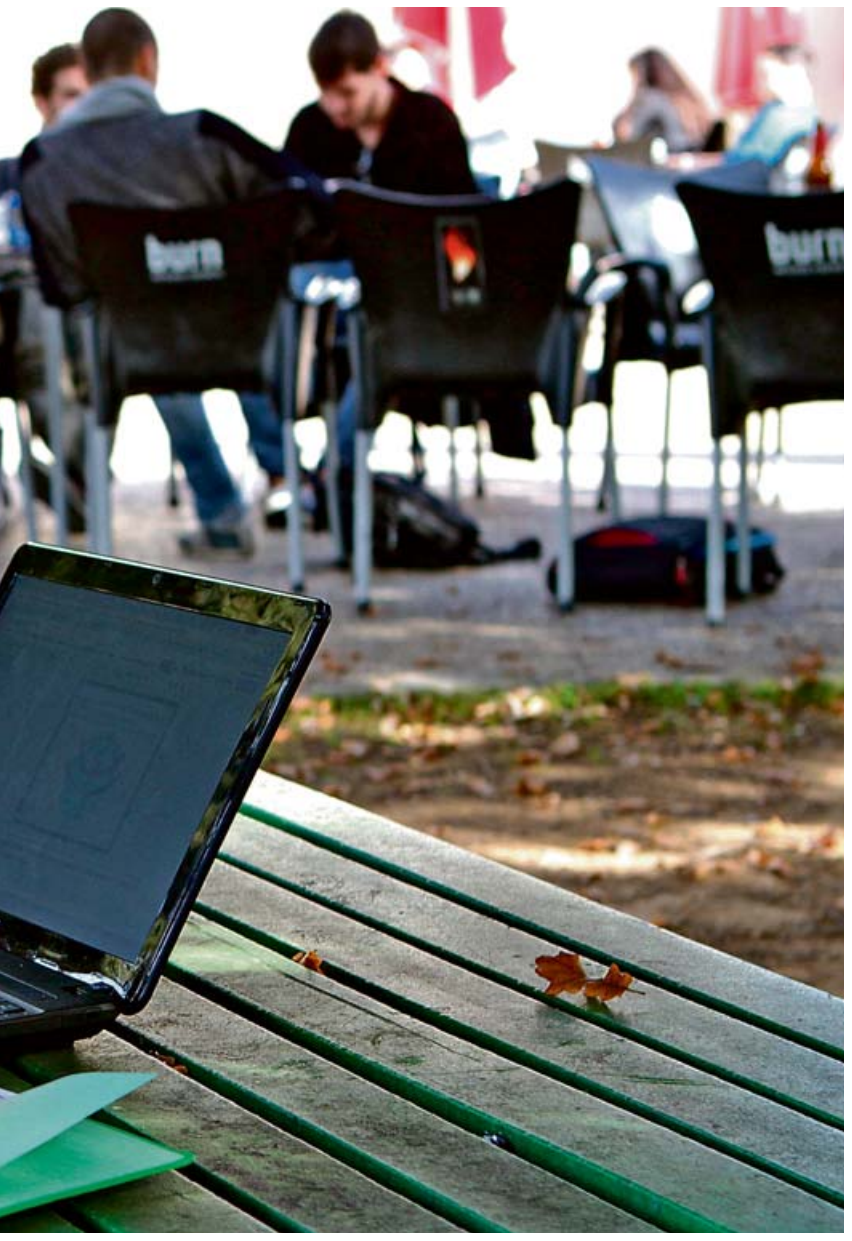

die USA, eine Greencard. Abdul war zu diesem Zeitpunkt schon 21 Jahre alt und damit nicht mehr berechtigt, als Kind mitzureisen. „Ich musste meine Familie ziehen lassen." Fortan blieb er alleine in Damaskus zurück, die Versuche, ihnen nachzureisen, scheiterten.

Als Mann hätte er in Syrien seinen Militärdienst ableisten müssen. Abdul wollte nicht zur Armee. „Nicht aus Angst, selbst umzukommen, sondern weil ich die Armee nicht unterstützen möchte, ich möchte niemals jemanden umbringen", sagt der gläubige Moslem. Die Universität schützt die Männer in Syrien davor, eingezogen zu werden, also machte Abdul einen Bachelor in Elektro-Ingenieurswesen, dann noch einen in Telekommunikation.

Abdul stammt aus dem östlichen Teil von Damaskus. Die Situation dort: Viele Checkpoints, ständige Kontrolle, besonders die Männer wurden häufig angehalten. Sein Radius wurde immer kleiner. Uni – Zuhause – Uni. „Manchmal blieb ich wochenlang im Haus aus Angst vor Anschlägen oder davor, eingezogen zu werden." Aber man gewöhne sich an den Krieg, zumindest in Damaskus. Es gibt keinen Strom? Dann nehmen wir halt Batterien. Kein Wasser? Irgendwelche Lösungen finden sich immer .

Nach Abschluss der Bachelor-Studiengänge bewarb er sich überall für einen Master, auch in Deutschland – bei mindestens fünf Universitäten. „Keiner nahm mich, nur in Palma bekam ich einen Platz." Wäre auch dieser Plan gescheitert, hätte er wohl die Flucht über das Meer gewagt. „Ich musste raus aus Syrien, raus." Abdul kann nicht wieder zurück. „Ich gelte als Landesverräter, weil ich nicht bei der Armee war und mein Land verlassen habe."

2015 kam das ersehnte „Okay" für den Studienplatz in Palma. Abdul spricht fließend Englisch, und seit einem knappen Jahr büffelt er Spanisch an der Sprachschule. Er wohnt bei einer portugiesischen Familie in Palma und fühlt sich dort sehr wohl. Dennoch lebt er eher zurückgezogen, seine mallorquinischen Kommilitonen sind liiert und ziehen nicht mehr „um die Häuser".

Offiziell ist Abdul Student und kein Flüchtling. Das möchte er auch nicht sein. „Es geht mir besser, wenn ich mich als Student verstehe. Zudem hat niemand hier wirklich Lust auf Flüchtlinge", sagt er. Auf der Homepage einer Veranstaltung der Uni zum Thema *refugiados* hätten auch Hasskommentare gestanden – „geht doch zurück!". In der Anonymität zeigten viele Leute ihr wahres Gesicht. Abdul möchte „aufklären", möchte von der Situation in seiner ehemaligen Heimat erzählen, die Unwissenheit vieler Mitstudenten sei groß. Fragen wie: „Reitet ihr noch auf Pferden", zeigten, wie wenig sie über sein Land wüssten.

Der 26-Jährige mit den kurzen dunkelbraunen Haaren hat Angst. Seinen wirklichen Namen und sein Foto möchte er auf keinen Fall in der Zeitung lesen. „Ich habe noch Familienangehörige in Syrien, die könnten in Schwierigkeit kommen, wenn ich etwas Kritisches sage." Die Macht des diktatorischen Assad-Regimes streckt seine Hände noch über die Landesgrenzen hinaus und beschert Abdul nächtliche Albträume.

„Manchmal träume ich, dass ich tot bin, manchmal dass ich verhaftet werde. Wenn meine Eltern am Telefon fragen, wie es mir geht, sage ich aber immer „Alles in Ordnung." Wie bei Djamila wäre das Leben für Abdul als Flüchtling fast leichter. Ironie des Schicksals: Als Nicht-Flüchtling genießt er keinen politischen Schutz. Sein Pass läuft nächstes Jahr ab. Der Besuch bei der syrischen Botschaft zur Verlängerung bereitet ihm Sorgen. Der junge Sunnit ist auf Mallorca in Sicherheit. Äußerlich. Innerlich toben in ihm große Ängste.

Siwar

Siwar ist ein Mallorca-Neuling. Zum Zeitpunkt des Gesprächs ist er erst seit zwei Tagen auf der Insel. Siwar macht hier einen Master in Ernährungswissenschaften. Im Gegensatz zu Djamila und Abdul ist er ein offizieller Flüchtling. Ein mehrjähriger Papierkrieg war nötig, um diesen Status zu erhalten.

Den Krieg selbst kennt er nur aus dem Fernsehen und von den Geschichten seines Vaters, seiner Geschwister und Freunde, die daheim in Aleppo geblieben sind. Der 29-jährige Kurde lebt schon seit sieben Jahren in Spanien – noch bevor 2011 der Aufstand gegen Baschar al-Assad losbrach, der dann zum Bürgerkrieg eskalierte. Als Aktivist, der für die Kurdenrechte eintrat und damals heimlich Kurdisch an der Universität von Aleppo unterrichtete, wäre wohl auch er schnell in das Visier des Assad-Regimes geraten. Eine Zukunft in Syrien war für ihn nicht denkbar. Er hatte Familie in Spanien, bekam ein Visum und einen Studienplatz in Ciudad Real, südlich von Madrid, wo er einen Bachelor in Biochemie machte. Sein Spanisch ist fließend, locker streut er typische Redewendungen ein, sein breites Lachen steckt an.

Heimat? „Mein Land ist dort, wo man in Würde leben kann", sagt Siwar, Kurde aus Aleppo

22 Jahre hat er in Aleppo gelebt, ist dort zur Schule gegangen und zur Uni. Als Kurde spürte er oft Repressalien, er und seine Freunde durften in der Öffentlichkeit nicht auf Kurdisch sprechen. Dabei betont er: „Ich bin vor allem *Mensch*. Und erst dann Kurde und Syrer."

Siwars Eltern leben noch in der Nähe von Aleppo, seinen Vater sah er zum letzten Mal vor sieben Jahren. Die beiden Geschwister haben die Flucht nach Deutschland geschafft. „Als einige der Letzten, bevor die Grenzen geschlossen wurden."

Siwar engagiert sich bei der Menschenrechtsorganisation Amnesty International in Spanien und hält Vorträge über den Bürgerkrieg. Er plädiert für einen absoluten Stopp der Waffenlieferung und ein Flugverbot über Syrien. „Lasst das syrische Volk den Krieg alleine lösen." Ob das realistisch sei, um den Frieden herbeizuführen? „Nein", gibt er zu, das sei es nicht.

Hinter der Universität von Palma liegen Hänge mit Olivenbäumen. Das Thermometer misst spätsommerliche 20 Grad, dabei ist es Mitte November. Siwar trägt ein T-Shirt und genießt das milde Klima. Das sei ein Stück Heimat, sagt er. In dem Dorf seiner Eltern gebe es auch Olivenbäume. Die Insel hilft dem Kurden dabei, durchzuatmen. Siwar sehnt sich wie Abdul und Djamila nach Normalität. „Manchmal möchte ich auf *reset* drücken und ganz neu anfangen", sagt er. Heimat? „Mein Land ist dort, wo ich in Würde leben kann." Als Kurde wurde ihm dieses Recht bisher vorenthalten, gleichzeitig erkenne er Syrien als sein Land an, 22 Jahre des Lebens ließen sich nicht einfach wegwischen, sagt er.

Siwar wirkt stark. Er lacht viel, mischt sich unter Leute, treibt Sport und spielt Gitarre. „Am Wochenende werde ich mit der Erasmus-Gruppe wandern gehen", erzählt er. Sogar zur Uni geht er zu Fuß, 1,5 Stunden, um die Gegend besser kennenzulernen.

Und dann blitzt kurz eine andere Seite hervor: „Wenn ich das alles von außen sehe, erfüllt mich eine tiefe Trauer um mein Land. Und ich habe ständig Angst um meine Eltern."

Sekunden später ist der optimistische Siwar wieder da: „*Venga, cuídate* – lass es dir gut gehen", sagt er, als er sich lachend vom Interviewtermin verabschiedet. Aufmunternde, warme Worte, die er selbst auch gebrauchen kann.

** Name geändert*